

# Totentafel

Autor(en): **Metz, Peter / Rüedi, Thomas P. / Margadant, Silvio**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **51 (2009)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

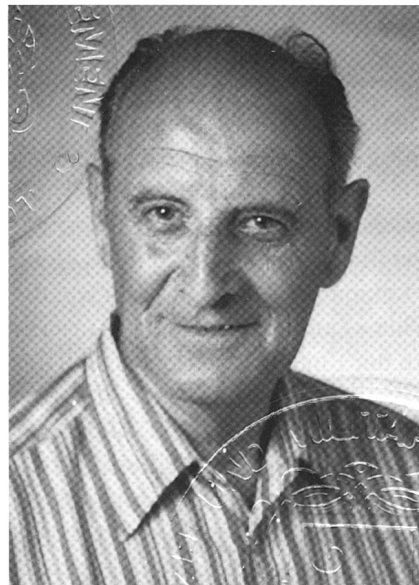
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

---

## *Später Abschiedsgruss an einen Heimwehbündner Hans Kuoni (1913–1998)*



**H**ans Kuoni, als Jeninser Bürger am 29. Juli 1913 in Chur geboren, verliess unsere Welt auf dem Wege eines plötzlichen und sanften Todes am 12. September 1998 an seinem Wohnort Basel. Zeitlebens zählte er zu jenem Kreis heimattreuer Bündner, die, erfüllt von Anhänglichkeit zu ihrer Heimat, sich deren Anliegen mit Hingabe und Beharrlichkeit zu widmen pflegen und die sich mit hellem Glanz in ihren Augen immer wieder, so oft sie sich gerufen fühlen, für ihr Bündnertum in die Schanze schlagen. Der Verstorbene, obwohl während mehr als 60 Jahren am Basler Rheinknie ansässig und hier durch seine unverfälschte heimatliche Sprechweise, durch seine hohe Gestalt und durch die Art seiner Gestik von weitem her als Bürger der Erde Rätiens gekennzeichnet, ist nie dem sympathischen Stadtbasler Wesen erlegen, sondern alle seine Heimatgefühle trieben ihn so oft wie möglich in seine Heimat. In seinen höheren Tagen, entlastet von Berufspflichten, pflegte er

regelmässig nach Chur zu fahren, wo er sich dann im Kreise seiner Jugendfreunde und Kameraden traf und seine Verbundenheit mit der alten Heimat kräftig untermauerte. Sich seiner dankbar zu erinnern, ist aber vor allem deshalb geboten, weil er in allen bündnerischen Gremien, die ihn zur Mitarbeit aufriefen, im Bündnerverein Basel so gut wie in der Vereinigung «Pro Raetia», mit ganzem Einsatz wirkte und sein bestes zum Gedeihen dieser Bünden verpflichteten Vereinigungen bot.

Wir haben in diesen Blättern (anno 1988) den Freunden des Heimgegangenen zu dessen 75. Geburtstag aus längst vergilbten Urkunden einiges aus dem Wirken der Vorfahren Kuoni erzählt, die für Bünden und namentlich für Chur (wohin sie von Jenins her zu Anfang des 19. Jahrhunderts gelangt sind) eine Rolle spielten und Bedeutendes leisteten. Es war dies vorweg der Grossvater unseres Freundes, Alexander Kuoni (1842–1886), der, seines Zeichens anerkannter Architekt, für die städtebauliche Entwicklung Churs Bahnbrechendes

leistete. Seinem architektonischen Geschick und Können entsprangen jene Prachtsbauten, die bis in die Gegenwart hinein der Hauptstadt ihr besonderes Gepräge verleihen durften, das einst mächtige Haus «Calanda» am Postplatz, das gegenüber diesem errichtete Hotel «Lukmanier», die Villa «Kiew», die Villa «Zambail», die Villa «Lorenz» an der Engadinstrasse, der Bau der «Bank für Graubünden» und eine Reihe anderer Bauten. Alexander Kuoni war es auch, der dem Kanton anno 1863 ermöglichte, an der Grabenstrasse das Zeughaus zu erbauen, indem er dem Kanton den hiezu benötigten Baugrund verschaffte. Er bewältigte dies so, dass er die ganze im Eigentum des Bistums befindliche Grossparzelle «Obere und Untere Quader» erwarb und davon dem Kanton die für das Zeughaus benötigte Teilfläche überliess. Ihm selbst verblieb alles übrige, reichlicher Baugrund für Neubauten, die denn auch an der Bahnhofstrasse bis hinunter zur heutigen Ottostrasse und darüber hinaus entstanden. Für sich selbst erbaute der initiative Mann ein eigenes Wohnhaus, das inzwischen der «Publicitas» weichen musste. Zur Erschliessung dieses seines Hauses musste eigens eine neue Strasse erstellt werden. So entstand jener Strassenzug längs der Geleise der SBB, die von den sonst spröden Churer Behörden zu seinen Ehren als «Alexanderstrasse» benannt wurde.

Leider durfte der allgemein geschätzte Architekt und Baukönig nur ein Alter von 46 Jahren erreichen. Zu seinem Unglück liess er sich in seinen letzten Lebensjahren vom Belgier Grafen Camille Frédéric Maximilian de Renesse, der sich auf den phantastischen Plan der Errichtung einer Hotelstadt auf Maloja kapriziert hatte, in dieses Vorhaben einspannen. Er zeichnete verantwortlich für die Erstellung des Hotels «Kurhaus-Palace Maloja» mit seinen 350 Zimmern und grossartigen Sälen ein Mammutbau

ohnegleichen. Nebenher entstanden zahlreiche weitere Bauten, alle im Chaletstil, wie Alexander Kuoni ihn gerne pflegte. Doch bekanntlich führte das Unterfangen des Grafen Renesse zum Fiasko und zu riesigen Verlusten für ihn und seine Teilhaber. Zu diesen zählte auch Alexander Kuoni selbst, was möglicherweise zu seinem frühen Herztod führte.

Zu den fünf Kindern, die Alexander Kuoni hinterliess, zählte als ältester Sohn auch der Vater unseres Freundes, geboren 1881. Seiner Veranlagung gemäss durfte er gleich seinem Vater das Architektur- und Baumeisterfach theoretisch und praktisch von Grund auf erlernen, zunächst am Technikum Winterthur und anschliessend an den Hochschulen von Karlsruhe und München. Weiter führten ihn seine Wege nach Heidelberg und namentlich nach Skandinavien, wobei ihn vorwiegend der dortige Holzbau interessierte. Erst im Jahre 1903 übernahm dann Vater Hans Kuoni nunmehr das väterliche Geschäft, das seit dem Tode seines Vaters von tüchtigen Geschäftsleitern geführt worden war. Den Betrieb verstand er im Laufe der Jahre immer mehr auf den Chaletbau zu spezialisieren, sodass er in diesem Bereich des Holzbaues bald eine führende Stellung einnahm. Der Auftragsbestand nahm von Jahr zu Jahr zu, worauf sich der junge Könnler auf die Zeit seiner Vermählung hin mit Mia Berry, einer Davoserin, die in den USA eine Zeitlang als Gouvernante des amerikanischen Präsidenten Theodore Roose-

velt gedient hatte, zum Bau eines luxuriösen Eigenhauses entschliessen konnte. Es war dies das heute an der Lürli- badstrasse gelegene grosse Chalet, das später von einem Freund Hans Kuonis, dem Weinhändler Zanolari, erworben wurde.

Vater Hans Kuoni währte in diesen seinen Glanzzeiten nicht, dass die Geschicke sich je gegen ihn wenden würden. Und doch war es so: der Erste Weltkrieg mitsamt der ihm folgenden wirtschaftlichen Krise schnitt sämtliche Fäden seiner Existenz ab, namentlich der für ihn wichtige Platz Zürich verspernte sich ihm. Und als nach Ende dieser Schwierigkeiten im Gefolge einer kurzen Scheinblüte eine noch viel tiefgreifendere wirtschaftliche Depression namentlich die Selbständigerwerbenden beschlug, war es um die Existenz der Firma Kuoni geschehen. Ihre Bankverpflichtungen wurden durch den Ruin ihrer Hausbank in Mitleidenschaft gezogen, neue Kredite liessen sich nicht mehr erwirken, die Firma musste liquidiert werden. Am nämlichen 21. Dezember, der schon seinen Vater gefällt hatte, starb auch Vater Hans Kuoni im Jahre 1929, dem schwersten Jahr der damals herrschenden Weltwirtschaftskrise.

Unser Freund Hans, geboren im letzten Friedensjahr vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges, musste die schweren Folgen des Existenzverlustes seines Vaters hinnehmen. Seine Jugendjahre verbrachte er des-

halb natürlich nicht mehr in der Villa an der Lürlibadstrasse, sondern im einstigen Fabrikareal im oberen Wiesental. Von dort her ist er mit uns Gleichaltrigen brav zur Schule getrottet, allen seinen Mitschülern durch sein gutes Wesen, seine Fröhlichkeit, Kameradschaft und Hilfsbereitschaft herzlich zugetan. Natürlich durfte er seinen Traum, dereinst gleich seinen Vorfahren die technische Sparte zu ergreifen, nicht mehr weiter verfolgen. Die Verhältnisse zwangen ihn, auf dem Wege einer kaufmännischen Ausbildung möglichst rasch in das Erwerbsleben eintreten zu können. Noch gelang es ihm, nach Absolvierung der kaufmännischen Abteilung der Kan-

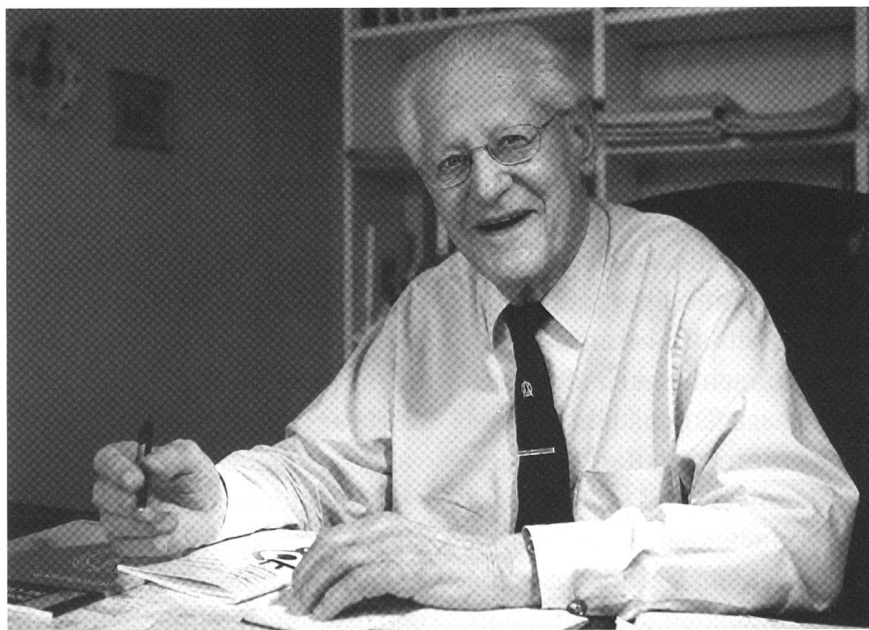
tonsschule sich die Möglichkeit von zwei Auslandsaufenthalten in Frankreich und England zu verschaffen. Dann aber, auf den Zeitpunkt des Beginns seiner militärischen Verpflichtungen, hiess es für ihn, seine Hemdärmel aufzukrempeln. Da er von seinem verstorbenen Vater wusste, dass dieser einst in seinen eigenen jungen Jahren mit dem Allgewaltigen der Ciba, Gadiant Engi, befreundet war, wandte er sich hilfesuchend an diesen. Und wie es damals geschah, dass in den grössten Firmen bei deren Leitung noch menschliche Drähte existierten, erhielt unser Freund in dieser grossen Firma eine Anstellung als Schriftsetzer, die ihm dank seiner Zuverlässigkeit eine si-

chere Dauerexistenz bot. So wurde denn der Verstorbene in Basel einer jener zuverlässigen Ciba-Bündner, wie sie damals in allen Bereichen dieser grossen Firma ein wichtiges Element bildeten. Und von jetzt an äusserte sich die Dankbarkeit von Hans Kuoni, die er für die gute Fügung seiner Geschicke in sich fühlte dazu, dass er seine ganze Persönlichkeit, seinen Frohmut und seine Heimattreue so zu äussern pflegte, wie sie im Laufe der Zeit beinahe sprichwörtlich wurde: Wer Hilfe und Unterstützung benötigte, der fand sie mit absoluter Sicherheit beim Verstorbenen. Ehre seinem Andenken.

*Peter Metz sen.*

---

## *Martin Allgöwer (1917–2007)*



**A**m 27. Oktober 2007 verstarb Prof. Dr. med. Martin Allgöwer, sechs Monate nach seinem 90. Geburtstag in Chur. Als Freund und Schüler von Allgöwer wurde ich ge-

beten, einen Nachruf über diese ausserordentliche Persönlichkeit, die einen grossen Teil ihres Wirkens in Chur und Davos verbrachte, zu schreiben.

Martin Allgöwer wurde am 5. Mai 1917 in St. Gallen als Jüngster von drei Buben geboren. Er verbrachte eine glückliche, unbeschwerte Jugend als Fabrikantensohn, bis die grosse

Krise der 30er Jahre die Textilindustrie und damit auch seine Familie schwer traf. Nur dank der Unterstützung eines Onkels konnte Martin trotzdem das Gymnasium in St. Gallen besuchen und mit weiteren Stipendien das Medizinstudium an der Universität Basel aufnehmen. Sein Studium – in die Zeit des Zweiten Weltkrieges fallend – wurde allerdings durch viele Dienstage im Militär unterbrochen, wobei er bis zum Hauptmann der Sanitätstruppen avancierte. Im Jahr 1942 bestand Allgöwer das Staatsexamen.

Da es damals schwierig war, eine bezahlte Assistentenstelle zu finden, bewarb er sich für die Stelle in einem Labor der pharmazeutischen Industrie, der damaligen CIBA, wo er während zweier Jahre arbeitete und seine Dissertation über die Wirkung der Sulfonamide verfasste. Doch auch nach Kriegsende war die Stellenauswahl beschränkt, insbesondere auf der Inneren Medizin am damaligen Bürgerhospital Basel, für die sich Doktor Allgöwer in erster Linie interessierte. Nur schweren Herzens nahm er schliesslich eine bezahlte Assistentenstelle auf der dortigen Chirurgie an. Um seine Handfertigkeit zu verbessern, arbeitete er nebenbei viel im Tierlabor. Als Kämpfer für bessere Anstellungsbedingungen der Assistenzärzte kam es bald zu beträchtlichen Auseinandersetzungen mit seinem Chef, weshalb er sich zu einer Stellenbewerbung in den USA entschloss. Bei Prof. Truman Blocker an der Texas Medical

School in Galveston, Texas, einem der bedeutendsten Verbrennungszentren der USA, fand er einen begeisternden Lehrer und Mentor. Neben einer anspruchsvollen klinischen Tätigkeit vor allem in plastisch-rekonstruktiver Chirurgie verbrachte Martin Allgöwer wiederum viel Zeit im Labor, wo er sich der Züchtung von Geweben (Tissue culture) aus Blutzellen widmete. Seine Publikationen über die « pluripotenten Monocyten » können heute als Vorstufe der modernen Stammzellforschung bezeichnet werden.

1948 heiratete Martin Allgöwer die drei Jahre jüngere Schwedin Lisa Hansson, die ihm 1949 den Sohn Erik und 1955 die Tochter Britta gebar. Nachdem an der Basler Universitätsklinik für Chirurgie ein Chefarztwechsel erfolgte und mit Prof. Dr. Rudolph Nissen eine weltbekannte Persönlichkeit die Leitung übernahm, kehrte Martin Allgöwer nach Basel zurück. Dank seiner beachtlichen Kenntnisse und Forschungsergebnisse aus den USA konnte er sich bereits 1953 habilitieren und gleichzeitig avancierte er zum Oberarzt.

1956 wurde Martin Allgöwer als Chefarzt an die Chirurgische Klinik des Rätischen Regional- und Kantonsspitals nach Chur berufen. Im damals noch kleinen (heutiges Haus A), aber modernen Spital warteten ganz neue Herausforderungen auf den erst 39-jährigen Chirurgen. Während unter Nissen in Basel vor allem Bauch- und Thorax-

chirurgie betrieben wurde, waren es in Chur zunehmend Sportunfälle – allen voran Knochenbrüche – die es zu behandeln galt. Die damals als einzig richtig betrachtete konservative Bruchbehandlung im Streckbett und Gips füllte die Betten an einem Winterwochenende im Nu, während die wenigen operativen Verfahren nicht befriedigen konnten. So war es eine glückliche Fügung, als Martin Allgöwer 1957 den gleichaltrigen Orthopäden Maurice Müller kennenlernte, der von einer völlig neuen Methode zur Knochenbruchbehandlung mit Schrauben und Kompressionsplatten berichtete. Martin Allgöwer begeisterte sich sofort für die Neuerungen, lud Maurice Müller regelmässig zu Operationen nach Chur ein, um von ihm direkt lernen zu können. Zusammen mit zwölf weiteren, gleich gesinnten Schweizer Chirurgen führten Allgöwer und Müller 1957 in der Spitalwerkstätte in Chur den ersten Workshop für Knochenchirurgie durch. Es wurde darauf hin beschlossen, dass völlig neue, bessere Instrumente und Implantate – vorwiegend Platten und Schrauben – zu entwickeln seien, da die Bestehenden den hohen Ansprüchen nicht genügen konnten. Im November 1958 wurde schliesslich in Biel die « Arbeitsgemeinschaft für Osteosynthesefragen » – die AO – gegründet, die dieses Jahr ihr 50-jähriges Jubiläum feiert. Martin Allgöwer war dabei einer der Hauptinitianten, da er dank der stetig steigenden Zahl an Skiunfällen – damals gab es

noch keine Sicherheitsbindungen – über das grösste Patientengut verfügte und hervorragende Resultate mit der neuen Operationsmethode vorzeigen konnte. Auf der Suche nach Räumlichkeiten für ein Forschungslabor wurde er schliesslich im nahen Davos fündig. Die leerstehenden Räume des ehemaligen Tuberkulose-Forschungsinstitutes konnten günstig gemietet werden, und so entstand 1959 das erste Labor für experimentelle Chirurgie der Schweiz. Eine Stiftung aus persönlichen Beiträgen der AO-Gründer ermöglichte es, erste grundlegende Untersuchungen zur Gewebe- und speziell Knochenbruchheilung durchzuführen. Ab 1963 übernahm Prof. Stephan Perren die Leitung des Labors, das er in der Folge zum weltweit anerkannten AO-Forschungsinstitut ausbaute. 1960 sollte – wiederum dank Martin Allgöwer – Davos den ersten AO-Kurs für Ärzte beherbergen. Diese Kurse, die bereits ab 1963 auch für das Operationssaal-Personal angeboten wurden, waren dank den praktischen Übungen an Knochen für die damalige Zeit einzigartig und finden auch heute noch grossen Anklang. Im Dezember 2008 findet in Davos der 250. AO-Kurs statt, wodurch allein im Landwassertal über 50 000 Chirurgen in operativer Knochenbruchbehandlung unterrichtet wurden. Weltweit hatten in über 2500 Kursen bereits eine Viertel Million Ärzte eine Weiterbildung in AO-Techniken. Davos wurde dadurch zum eigentlichen Mekka

moderner Frakturbehandlung und auch zur zweiten Heimat von Martin Allgöwer, der 1962 im Dählenwald auf dem Wolfgangpass ein Ferienhaus baute.

Die Chirurgische Klinik in Chur errang bald Weltruf – nicht nur wegen der revolutionären Knochenbruchbehandlung, sondern da Allgöwer auch auf anderen Gebieten der Chirurgie neue Wege beschritt. So gab es in der Klinik stets ausländische «Fellows» und Besucher, die das Wirken des grossen Chirurgen miterleben und beobachten wollten. 1967 wurde Allgöwer als Nachfolger von Rudolph Nissen auf den Lehrstuhl für Chirurgie an die Universität Basel berufen, wo er bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1983 wirkte. Als Ordinarius und Vorsteher des von ihm neu geschaffenen Chirurgischen Departements ermöglichte er früheren Oberärzten, in ihrem Spezialfach eine leitende Funktion zu übernehmen. Ein besonderes Anliegen war ihm auch, die Einkommensverhältnisse zu harmonisieren, wozu er ein Honorarpool schuf, in welchen sämtliche Privathonorare – auch seine eigenen – flossen und die schliesslich nach einem gemeinsam erarbeiteten Schlüssel verteilt wurden. Dank diesem visionären Poolsystem gelang es Martin Allgöwer, viel Neid innerhalb seines Departements aber auch gegenüber den Politikern zu vermeiden.

Trotz des enormen persönlichen Engagements für seine Patientinnen und Patienten und

einer intensiven Lehrtätigkeit fand Allgöwer auch in Basel Zeit für die Forschung – diesmal auf dem Gebiet der Verbrennungen, das ihn aus seiner Zeit in den USA faszinierte. Daneben nahm er Flugstunden und als begeisterter Pilot flog er bald seine zweimotorige Seneca regelmässig von Basel nach Bad Ragaz oder nach der Insel Elba, wo er ein Ferienhaus hatte, sowie zu weiteren Zielen innerhalb Europas. Neben der Fliegerei widmete Allgöwer sich in der Freizeit vor allem dem Tiefschnee-Skifahren, das er noch bis über 80 mit seinem gleichaltrigen Freund und Skilehrer Hans Steenaerts auf Davos Parsenn geniessen konnte.

1988 wurde den Gründern der AO, den Professoren Allgöwer, Bandi, Müller, Schneider und Willenegger, für ihren grossen Beitrag zur modernen Frakturbehandlung der Marcel Benoist-Preis, ein «Schweizerische Nobel-Preis», von Bundesrat Flavio Cotti überreicht. Martin Allgöwer war Präsident zahlreicher Fachgesellschaften, insbesondere auch der 1905 von Theodor Kocher gegründeten Société Internationale de Chirurgie, die er aus einer Krise rettete und zu neuer Blüte brachte. Die zahlreichen Ehrendokortitel und Ehrenmitgliedschaften einzeln zu nennen, ist nicht möglich, wohl aber die über 600 Publikationen und Buchbeiträge; Allgöwers letztes Werk, sein Vermächtnis über Verbrennungen, erschien erst kurz vor seinem Tode. Martin Allgöwer hinterlässt eine grosse Schar Schüler,

viele von ihnen ebenfalls Chefärzte und Professoren, die sein Credo in Chirurgie und Forschung bereits in zweiter Generation weitertragen.

Martin Allgöwer war eine in jeder Beziehung aussergewöhn-

liche, überragende Persönlichkeit, ein liebevoller Arzt, begnadeter Chirurg und begeisterten Lehrer. Zugleich war er ein kritischer Forscher mit grossen Visionen und einmaliger Arbeitskraft und Ausstrahlung. Trotzdem blieb er stets sich sel-

ber treu und bescheiden, war stolz, Bürger der Stadt St. Gallen zu sein, liebte aber auch Graubünden und Davos. Er war vor allem ein guter Freund und Mentor.

*Thomas P. Rüedi*

---

## *Rudolf Jenny-Ragaz (1909–2007)*



**A**m 22. November 2007 nahm eine grosse Trauergemeinde auf dem Friedhof Daleu in Chur Abschied von a. Staatsarchivar Rudolf Jenny-Ragaz. Am 11. gleichen Monats war er im 99. Lebensjahr in seinem Haus am Meierweg in Chur für immer eingeschlafen.

Rudolf Jenny wurde am 14. September 1909 in Chur geboren. Hier betrieben seine Eltern, Johannes und Emma Jenny-Zellweger, eine Pferdefuhrhalterei. Vater Johannes stammte aus Praden, Mutter Emma gehörte einer bedeutenden Kaufmannsfamilie aus Appenzell Ausserrhoden an. Zusammen mit seinen Geschwi-

stern Hans, Marie und Luzi verlebte Ruedi eine abwechslungsreiche, wenn auch nicht unbedingt unbeschwerte Kindheit. Er musste von klein auf im elterlichen Betrieb, einem Unternehmen mit 32 Pferden, entsprechenden Stallungen, Remisen, einem ansehnlichen Fuhrpark sowie Futterwiesen, tatkräftig mitarbeiten. Sein Vater verlangte seinen Knechten und Helfern, aber auch sich selber viel ab. Trotzdem bezeugte ihm sein Sohn einen feinfühligem und gerechten Umgang mit seinen Mitarbeitern.

Die Schule war für Ruedi Jenny von Startschwierigkeiten gekennzeichnet. Als Erstklässler im Nicolaischulhaus wurde

der Siebenjährige als «nicht bildungsfähig» eingestuft. Dank der Unterstützung verständnisvoller Lehrer brachte er die Grundschule trotzdem einigermaßen erfolgreich hinter sich und durfte anschliessend die Bündner Kantonsschule besuchen. Seine Eltern hatten das Hotel Post in Churwalden samt einem grossen Landwirtschaftsbetrieb erworben. Von dort aus begab sich Ruedi Tag für Tag mit dem Velo nach Chur an die Kantonsschule. Später übernahmen die Jennys das Hotel Carmenna in Tschierschen.

Während seiner Gymnasialzeit zeigte sich der junge Rudolf Jenny vielseitig interessiert. So

drehte er im Alter von 16 Jahren zusammen mit dem Fotografen Mettler aus Chur einen 35 mm-Film «Die Macht der Berge», einen Liebes- und Cowboyfilm. Als Darsteller wirkten seine Geschwister Hans, Marie und Luzi sowie dessen Verlobte. Daneben versuchte er sich auch als Skispringer. Seine eigentliche Liebe aber galt dem Klavierspiel, dem er bis ins hohe Alter treu geblieben ist. Gerne erinnerte er sich seines strengen, aber begabten Musiklehrers Robert Cantieni.

Nach Abschluss der Kantonschule wirkte Jenny einige Jahre als Primarlehrer, unter anderem im Appenzellerland, der Heimat seiner Mutter. Danach nahm er das Studium der Geologie, Geografie, Geschichte und Volkswirtschaft an der Universität und der ETH in Zürich auf. 1937 promovierte er an der philosophischen Fakultät II bei Prof. Otto Flückiger mit einer morphologisch-geologischen Dissertation über die Linienführung der Rhätischen Bahn. Eine geplante historische Doktorarbeit konnte Ruedi infolge des Todes seines Doktorvaters Ernst Gagliardi nicht abschliessen.

Der Zweite Weltkrieg brach aus, und Rudolf Jenny wurde zum Aktivdienst aufgeboten. Als Unteroffizier in einer romanisch sprechenden Truppe war er längere Zeit im Ilanzer Pfarrhaus bei Rageth und Ursulina Ragaz-Casparis einquartiert. Hier lernte er die Pfarrerstochter Julia Ragaz kennen. 1946 heirateten die beiden und

bezogen an der Praximergasse in Chur ihre erste Wohnung. Hier wurden dem Paar 1948 der Sohn Beat und 1953 die Tochter Renata geschenkt. Schon bald wagte die junge Familie den Schritt zum eigenen Heim und liess sich am Meierweg ein schönes Haus bauen, wo die Kinder eine glückliche Jugendzeit verbrachten.

Noch während der Militärdienstzeit hatte Jenny das Theologiestudium absolviert, das er 1942 abschloss, und danach wurde er in die Bündner Synode aufgenommen. Nach temporären Anstellungen als Lehrer-Stellvertreter an der Bündner Kantonsschule und als Vikar bei der Kirchgemeinde Heiden bewarb sich Rudolf Jenny für die ausgeschriebene Stelle des Staatsarchivars des Kantons Graubünden. 1944 trat er die Nachfolge von Paul Gillardon als Leiter des Staatsarchivs an. Diese Funktion hatte er bis zu seiner Pensionierung Ende 1975 inne.

Damals war das Archiv nur rudimentär erschlossen. Viele Akten waren weder registriert noch inventarisiert. Wer bestimmte Unterlagen suchte, war auf die Kenntnisse und das Erinnerungsvermögen des Archivars angewiesen. Von Anfang an setzte sich der neue Staatsarchivar das ehrgeizige Ziel, «seine» Archivbestände der kantonalen Verwaltung und interessierten Benutzern besser verfügbar zu machen. Mit Beschluss vom 8. Oktober 1945

stimmte die Bündner Regierung der von Jenny vorgeschlagenen Teilreorganisation des Staatsarchivs zu und bewilligte ihm nach und nach Hilfskräfte, dank denen es ihm innerhalb der nächsten Jahrzehnte gelang, die Urkunden und Akten des Freistaates der Drei Bünde inhaltlich zu erschliessen und in Zusammenarbeit mit weiteren Wissenschaftlern im Druck herauszugeben und damit der Forschung zugänglich zu machen. Dank dem zielbewussten und unermüdlichen Einsatz Rudolf Jennys hatte das Staatsarchiv eine Um- und Ausgestaltung erfahren, die es zu einem der bestorganisierten und -erschlossenen Archive der Schweiz machten.

Jennys Verdienste um das Staatsarchiv Graubünden beschränkten sich nicht nur auf das Erschliessen der historischen Dokumente. Ebenso wichtig war die Schaffung des neuen Archivplans für die Aktenbestände des Kantonalen Archivs seit 1803, der bis heute die Grundlage für die fachgerechte Archivierung der Verwaltungsakten darstellt. Eine weitere bleibende Leistung Jennys war die Neuregelung der gesetzlichen Aufsichtspflicht des Staatsarchivs über die Gemeinde-, Kreis- und Bezirksarchive Graubündens. Dank eines konsequent durchgeführten Inspektionssystems erreichten die Archive der öffentlichen Körperschaften unseres weit verzweigten Kantons einen Ordnungsstand, der für viele Schweizer Kantone heute noch als Vorbild dient.



Rudolf Jenny setzte sich mit Leib und Seele für «sein» Archiv ein. Es gelang ihm, dieses im Verlaufe der Jahre von einem Einmannbetrieb zu einer Dienststelle mit einer fünfköpfigen Belegschaft zu entwickeln. Dies war nur möglich dank seinem unermüdlichen Einsatz für Regierungsräte und Verwaltung, durch die Abfassung von unzähligen Reden, die Erstellung von historischen, rechtshistorischen und heraldischen Gutachten, etwa über die Geschichte des San Bernardino-Passes, die Reorganisation des Staatsarchivs Uri, einzelne Familienwappen und zu weiteren heraldischen Fragen. Um die Mittel für den personellen Ausbau des Staatsarchivs zu beschaffen, trug dessen Chef nach und nach eine grosse Sammlung von Wappen bündnerischer Familien zusammen, deren Fotos und Beschreibungen er einer interessierten Kundschaft, darunter zahlreiche Bijouterien, Holzschnitzer und Kunstmalers, verkaufte und dadurch dem Archiv regelmässige Einkünfte verschaffte.

Seiner Ausbildung entsprechend engagierte sich Rudolf Jenny besonders für Verkehrsfragen. Befasste sich seine Dissertation noch mit der Rhätischen Bahn, galt sein Interesse nun dem Projekt einer Schnellbahn von Hamburg nach Neapel mit einem Splügen-Basistunnel, dem man in den sechziger und siebziger Jahren reelle Chancen auf eine Realisierung zubilligte. Regierungsrat Jakob Schutz, der dieses Alpenbahnprojekt

auf politischer Ebene vorantrieb, stützte sich gerne auf die fundierten historischen und geologischen Kenntnisse des Staatsarchivars und nahm ihn des öfters mit an Tagungen und Konferenzen nach Italien. Jennys Leistungen in dieser Angelegenheit wurden vom italienischen Staat mit einer Ehrenmedaille gewürdigt.

Rudolf Jennys bleibende wissenschaftliche Hinterlassenschaft sind seine unzähligen Bücher und Aufsätze, deren Aufzählung und Würdigung den Rahmen dieses Nekrologs bei weitem sprengen würden. Vom Zeitungsartikel über die Broschüre bis hin zum mehrere hundert Seiten umfassenden Buch, von der naturwissenschaftlichen über die literarische, bis zur kulturellen und historischen Thematik: das formale und inhaltliche Spektrum seiner Publikationstätigkeit ist enorm. Nicht umsonst hiess es noch zu seinen Lebzeiten, Staatsarchivar Jenny sei einer der letzten bündnerischen Universalgelehrten. Es war faszinierend, bei Archivführungen seinen Ausführungen zu folgen, die den Bogen von der Antike über die Zeit der Bündner Wirren bis in die Gegenwart zu spannen im Stande waren.

Zu den wichtigsten Publikationen von Rudolf Jenny gehörten die Neuauflage der Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert von Johann Andreas von Sprecher, die dank Jennys wissenschaftlichem Anhang zu einem Stan-

dardwerk der Bündner Geschichte geworden ist (1951/1976/2006), dann die umfassende Archivgeschichte «Das Staatsarchiv Graubünden in landesgeschichtlicher Schau» (1957), ferner die Reihe der Repertorien zu den Urkundensammlungen (1975/1977), den Landesakten (1974) und den Handschriften aus Privatbesitz des Staatsarchivs Graubünden (1974), die «Einbürgerungen 1801–1960 nach Personen, Gemeinden und Jahren» (1965) und die Darstellung der historischen Entwicklung der Bündner Wappen im Wappenbuch des Kantons Graubünden (1982).

In Anerkennung seiner Verdienste um die Bündner Geschichtsforschung und die Reorganisation des hiesigen Archivwesens verlieh ihm die Regierung 1977 den Bündner Kulturpreis.

Der Verstorbene war nicht ein Mann der grossen Auftritte, sondern ein stiller Schaffer, der zwar, wenn es die Situation seiner Meinung nach erforderte, auch aufbrausen konnte. Als Einzelgänger waren ihm Vereine und Sozietäten suspekt, er baute lieber auf gezielte Beziehungen zu ausgewählten Persönlichkeiten, zu Freunden und Politikern.

Neben seinem grossen Einsatz im Berufsleben, für «sein» Staatsarchiv, für die Erforschung der Bündner Geschichte, war Rudolf Jenny die Familie ein weiteres Lebenszentrum. Er

verehrte seine «Jul» über alles, die ihm im Privaten, aber auch im Beruf eine wertvolle Stütze war. Das schönste Zeichen der Wertschätzung für seine geliebte Ehefrau war die hingungsvolle Pflege, die er ihr im Alter, als sie unter der Alzheimer-

Krankheit litt, jahrelang bis zu ihrem Tod angeeignet liess. Immer wieder erwähnte Ruedi gegenüber seinen Mitarbeitenden im Staatsarchiv seine ihm im Tod vorausgegangene Jul und die beiden Kinder Beat und Renata, die dankbar manche Epi-

sode aus einer unbeschwerten Jugendzeit als bleibende Erinnerung an einen vielseitigen und einfühlsamen Vater in ihren Herzen bewahren.

*Silvio Margadant,  
Staatsarchivar*

---

## *Prof. Josef Pfammatter (1926–2007)*



**A**m 27. November 2007 nahm in der Pfarrkirche und auf dem Friedhof in Sarnen eine grosse Trauergemeinde Abschied von Prof. Dr. theol. Josef Pfammatter. 35 Jahre lang (1959–1994) hatte der Obwaldner in Chur gelebt und gewirkt. Massgeblich prägte er in diesen Jahren nicht nur das Priesterseminar St. Luzi und die Theologische Hochschule Chur, sondern auch die Kirche im Bistum Chur und in der Deutschschweiz insgesamt mit. Er war eine der Persönlichkeiten, die sich nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil unermüdlich und kompetent für die Erneuerung der katholischen Kirche einsetzten.

Josef Pfammatter wurde am 25. Oktober 1926 in Sarnen geboren. Seine Eltern stammten aus dem Wallis (Eischoll) und führten eine in ganz Obwalden angesehene Buchhandlung. Dass er mit Büchern aufwuchs, prägte ihn sein ganzes Leben lang. Seine Jugendjahre verbrachte er zusammen mit zwei Schwestern und zwei Brüdern in Sarnen, besuchte die Primarschule und das Gymnasium, das damals die Benediktiner von Muri-Gries führten. Nach seiner Matura 1946 verliess er sein Heimatdorf und kam erstmals nach Graubünden, das ihm später über Jahrzehnte Heimat werden sollte. Am Priesterseminar St. Luzi in Chur absolvierte er

das Theologiestudium und wurde am 2. Juli 1950 zum Priester geweiht. Es folgten fünf Jahre seelsorglichen Wirkens als Vikar in den Pfarreien Herz Jesu-Wiedikon und St. Peter und Paul in Zürich sowie als Mitarbeiter der Caritaszentrale. Neben der Pfarreiarbeit begann er 1953 an der evangelischen Theologischen Fakultät der Universität Zürich – was damals vor dem Konzil für einen katholischen Priester alles andere als selbstverständlich war – das Studium der neutestamentlichen Wissenschaft. 1955 bis 1959 setzte er es am Päpstlichen Bibelinstitut in Rom und an der «Ecole Biblique» in Jerusalem fort. Er schloss mit dem Lizentiat in Bi-

belwissenschaften und schliesslich mit dem Doktorat in Theologie an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom ab. Seine Dissertation trägt den Titel «Die Kirche als Bau. Eine exegetisch-theologische Studie zur Ekklesiologie der Paulusbriefe» (Analecta Gregoriana 33, Rom 1960).

Das Thema der Doktorarbeit klingt im Rückblick wie ein Lebensmotto, dem Josef Pfammatter in allen Phasen seines Wirkens treu blieb. Er war mit Leib und Seele ein Mann der Kirche, der mit allen Kräften und Fähigkeiten ihrem Aufbau diente: loyal und selbstlos, diskret und taktvoll, mit viel Energie und Zähigkeit, wo nötig auch kritisch und in unbestechlicher Treue zum Evangelium. Der Ort seiner Wirksamkeit wurde für den grössten Teil seines Lebens (1959–1994) das Priesterseminar St. Luzi und die 1968 gegründete Theologische Hochschule Chur. 35 Jahre lang war er Professor für neutestamentliche Exegese und zunächst (bis 1965) auch für Liturgiewissenschaft. 1965 wurde er ausserdem Subregens des Priesterseminars. 1968 bis 1980 war er Regens und damit in einer Zeit des gesellschaftlichen und kirchlichen Umbruchs der Hauptverantwortliche für die Ausbildung der Seelsorger und Seelsorgerinnen im Bistum. Mit seiner noblen, menschlichen Art und seiner tiefen Spiritualität war er besorgt darum, aus den Studierenden nicht nur kompetente Theologen und Theologinnen, sondern auch gute

Menschen und glaubwürdige Christen zu formen. Als aus dem theologischen Studium des Priesterseminars die Theologische Hochschule hervorging, war Josef Pfammatter 1968 bis 1970 ihr erster Rektor. Generationen von Theologiestudierenden schätzten ihn als kompetenten akademischen Lehrer, der es bei aller exegetischen Akribie verstand, das Wort Gottes zum Klingen zu bringen, lebensnahe und spirituell tief. Für viele seiner Studierenden wurde er darum über seine Aufgabe als Professor und Regens hinaus ein wichtiger Begleiter auf dem Weg zum Seelsorgeberuf. Nicht wenige suchten ihn auch später immer wieder auf, wenn sie Rat und Begleitung brauchten.

Die genannten Fähigkeiten, die sich in der Ausbildung der Seelsorger und Seelsorgerinnen so segensreich auswirkten, machten ihn auch zum gefragten Referenten in Pfarreien und Klöstern, in der Fortbildung der Seelsorger und in der kirchlichen Erwachsenenbildung. Viele Jahre lang war er Dozent im Rahmen der «Theologischen Kurse für Laien» und des «Katholischen Glaubenskurses». Er begleitete im Laufe der Jahrzehnte (solange es seine Kräfte zuliesse, auch nach seiner Emeritierung) unzählige Menschen in Exerzitien und Besinnungstagen, aber auch persönlich – «in guten und in bösen Tagen». Es gibt wenige Klöster in der Schweiz, in denen er nicht als geschätzter und beliebter Exerzitienmeister wirkte.

Josef Pfammatter genoss auch im Kreis der exegetischen Fachkollegen Ansehen. Er gehörte zum Kreis der Fachexegeten, die nach dem Konzil im Auftrag der deutschsprachigen Bischöfe die «Einheitsübersetzung» der Heiligen Schrift erarbeiteten, die für die erneuerte Liturgie in deutscher Sprache nötig wurde. Eine wegen seines vielfältigen kirchlichen Engagements eher kleine, aber feine Liste von Publikationen gibt Zeugnis von seiner wissenschaftlichen Kompetenz. So schrieb er u.a. für die «Neue Echterbibel» den Kommentar zum Epheser- und Kolosserbrief (Würzburg 1987). Zusammen mit seinem Luzerner Kollegen Prof. Eugen Ruckstuhl verfasste er ein Bändchen über die «Auferstehung Jesu Christi. Heilsgeschichtliche Tatsache und Brennpunkt des Glaubens» (Luzern/München 1968). Dazu kommt eine Reihe von Beiträgen in Fachzeitschriften und in der kirchlichen Presse. Als Vertreter der Theologischen Hochschule Chur rief er 1972 zusammen mit der Fakultät Luzern die «Theologischen Berichte», die heute noch im Jahresrhythmus erscheinen, ins Leben und betreute als Mitherausgeber bis 1996 nicht weniger als 22 Bände.

Über seine reiche theologische und geistliche Tätigkeit hinaus hat Josef Pfammatter im Bistum Chur vieles bewegt und – nicht zuletzt als Mitglied der Personalkommission des Bistums 1968 bis 1980 – verantwortlich mitgetragen. Als Präsi-

dent der diözesanen Weiterbildungskommission (1971–1976) baute er zusammen mit Bischofsvikar Alois Sustar, dem späteren (ebenfalls 2007 verstorbenen) Erzbischof von Ljubljana/Slowenien, die Fortbildung der Seelsorger und Seelsorgerinnen im Bistum Chur auf. Er war massgeblich beteiligt am Entstehen des Dritten Bildungsweges, der von 1976 bis 1993 der Theologischen Hochschule Chur (THC) angegliedert war und nun in Luzern weitergeführt wird. Als Mitglied des Präsidiums der Synode 72 (1972–1975), als langjähriger Präsident des diözesanen Priesterrates (1977–1990) und als Berater und Mitglied der «Tagsatzung der Bündner Katholikinnen und Katholiken» (1994–2001) half er tatkräftig mit, die Reformen des Konzils im Bistum Chur zu verwirklichen. Dabei scheute er auch die notwendige Kleinarbeit nicht und leistete in ungezählten kirchlichen Gremien und Kommissionen kompetente und engagierte Arbeit.

Wenn man all das – und vieles weitere kam gar nicht zur Sprache – zusammenzählt, ergibt sich ein Lebenswerk, hinter dem neben einer grossen sachlichen und persönlichen Kompetenz ein gewaltiges Arbeitspensum und sehr viel selbstloser Einsatz stehen. Alle, die mit Josef Pfammatter in seinen aktiven Jahren zu tun hatten, wissen, dass es für ihn Jahrzehnte lang kaum Freizeit und wenig Ferien gab. Trotzdem fand er die Zeit und die Kraft, auch

in Chur und in Graubünden präsent zu sein als Aushilfspriester und als Seelsorger, wo er gebraucht wurde, unter anderem auch als engagiertes Mitglied des Rotary-Clubs. Mit einem grossen Bekanntenkreis unterhielt er herzliche Beziehungen und war allgemein geschätzt als feiner, gescheiter, offener und stets liebenswürdiger Gesprächspartner, bei dem man sich auch gerne einmal Rat holte.

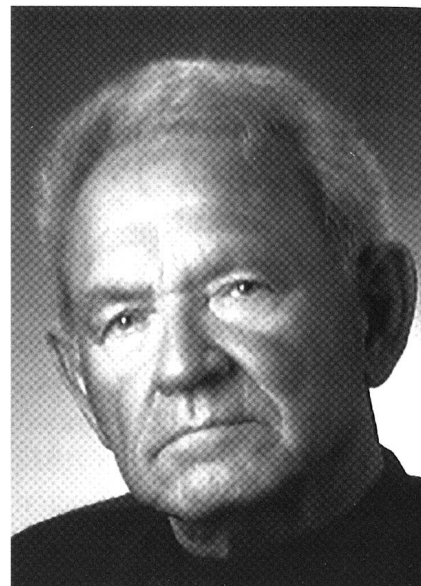
1994 wurde Josef Pfammatter als Professor der THC emeritiert und zog in sein Vaterhaus nach Sarnen. Von dort aus führte er noch mehrere Jahre lang seine intensive Vortrags-, Exerzitien- und Beratertätigkeit weiter und schonte seine Kräfte nicht. Das Alter und die damit verbundene Gebrechlichkeit zwangen ihn in den letzten Jahren zu einer gemächlicheren Gangart und machten schliesslich die Übersiedlung in das Betagtenzentrum Felsenheim in Sachseln-Flüeli nötig. Aber bis zuletzt nahm er sehr wach und interessiert Anteil an allem, was in der Welt und der Kirche, vor allem aber in Chur und in St. Luzi vor sich ging. Nach zuletzt sehr grosser Hinfälligkeit und schwerer Krankheit starb er am 22. November 2007 im Spital Stans im Alter von 81 Jahren. Mit ihm hat das Bistum Chur eine profilierte Persönlichkeit und einen überzeugenden, im wahrsten Sinne des Wortes «geistlichen», aber auch humanen Menschen verloren. Seine ehemaligen Kollegen und Kolleginnen, eine grosse Zahl ehe-

maliger Studierender und unzählige Menschen, denen er im Laufe der Jahre Berater und Wegbegleiter war, trauern um ihn und bleiben ihm dankbar für sein feinfühliges und selbstloses Wirken.

*Franz Annen*

---

## *Andreas Kuoni-Kunick, alt Verwaltungsgerichtspräsident (1925–2008)*



**A**uf dem Friedhof Fürstewald in Chur ist am 25. Januar 2008 die Urne von Andreas Kuoni-Kunick, verstorben am 20. Januar, beigesetzt worden.

Sein unbändiger Lebens- und Gestaltungswille, getragen vom sicheren Wert einer ihn bis am letzten Tage seines bewegten Lebens stützenden Familie, gaben ihm wohl die Kraft – trotz schwerstem körperlichen Leiden, das schliesslich nach menschlichem Ermessen fast unerträgliche Formen annahm – bis ins hohe Alter ohne Klagen durchzuhalten. Die gesundheitlichen Einschränkungen vermochten seine Lebensfreude und seinen Humor scheinbar kaum zu trüben. Einer seiner Freunde schrieb: «Er hatte Mut, manchmal sogar Übermut, aber niemals Hochmut.» So wusste er mit hochgestellten Leuten umzugehen, immer aber auch mit einfachen Mitmenschen, denen er offen und stets mit einem freundlichen Wort zu begegnen wusste.

Andreas Kuoni war ein Mann von ungewöhnlicher Dynamik. Sein Tatendrang kannte keine Grenzen. Willenskraft, Intelligenz und rasche Auffassungsgabe waren ihm eigen.

Schon in jungen Jahren, bald nach dem Studium, geriet er in eine lebensbedrohliche Situation. Damals in Mailand in einem Textilunternehmen zur Fortbildung tätig, erkrankte er an einer Hirnhautentzündung. In höchster Dringlichkeit besorgte sein Bruder, der nachmalige Regierungsrat Tobias Kuoni, den Rücktransport über die Pässe ins Kantonsspital nach Chur. Schon während der Fahrt brauchte er im Oberhalbstein ärztliche Assistenz, da er nahe daran war, sein Bewusstsein zu verlieren. Im Spital erzählte er mir in der Folge, dass er genau gewusst habe, dass es in diesen Minuten um das Überleben ging, das er dann mit letzter Anstrengung schaffte. Die langfristigen Folgen dieser heimtückischen Krankheit blieben jedoch nicht aus und erschwerten, ja prägten

sein weiteres Leben, das er in der Schlussphase während Jahren nur noch im Rollstuhl bewältigen konnte.

Andreas Kuoni-Kunick, geboren am 16. April 1925, ist in Maienfeld zusammen mit drei Geschwistern als drittes Kind von Dr. iur. Andreas Kuoni und Katharina Riffel aufgewachsen. Im Elternhaus durfte er eine glückliche Kindheit erleben. Unvergessen blieben ihm dabei auch die unbeschwertten Familienferientage auf dem geliebten Fadära.

Der Zweite Weltkrieg brach aus, als er die Kantonsschule besuchte, und diese Jahre liessen die damalige Jugend erkennen, was für ein Privileg es war, in einem unversehrten Staat leben zu dürfen, auch wenn der Druck auf die von den Achsenmächten umzingelte Schweiz enorm war.

Nach der Matura 1945 an der Bündner Kantonsschule folgte das Studium der Rechte und

gleich anschliessend dasjenige der Nationalökonomie, beides in Bern. Beide Doktorarbeiten absolvierte er mit beispielhaftem Erfolg – die juristische Dissertation wurde 1954 zugelassen und 1959 unter dem Titel «Das Enteignungsrecht des Kantons Graubünden» veröffentlicht. Andreas Kuoni hatte während seines Studiums das Privileg, die Vorlesungen und Seminarien bei mehreren der bedeutendsten Schweizer Rechtslehrer des letzten Jahrhunderts zu besuchen, wie bei den Professoren Peter Liver, Hans Huber, Theo Guhl, Ernst Blumenstein u. a., die es meisterhaft verstanden haben, die Studierenden in und durch die Welt des Rechts zu führen und für diese zu begeistern. Der hervorragende Bündner Professor Peter Liver stand bei den Bündner Studenten besonders hoch im Kurs und prägte deren Studium und damit auch das Rechtserlebnis von Andreas Kuoni nachhaltig.

Als Sohn eines Mitgründers der Demokratischen Partei Graubünden war er schon sehr früh in die politische Diskussion einbezogen, und so ist es nicht verwunderlich, dass er seine volkswirtschaftliche Dissertation dem Thema widmete: «Industrielle Dezentralisation als Mittel zur Hebung und Förderung des Volkswohls in Gebirgskantonen, dargestellt am Beispiel des Kantons Graubünden.» Die Bekämpfung der Abwanderung durch das Schaffen von Arbeitsplätzen war schon damals eines der zentralen Themen des politischen

Programms der genannten Partei. Später wirkte er während vieler Jahre als Sekretär der Demokratischen Partei Graubünden, und er erfüllte diese Aufgabe mit unermüdlichem Einsatz. Gute und fundierte Partearbeit war und ist seit je eine aufopfernde Tätigkeit, die vorweg organisatorisch oft von Wenigen getragen werden muss. Als ich 1967 die Aufgabe des Parteipräsidenten zugeteilt erhielt, hatte er das Parteisekretariat aus beruflichen Gründen bereits abgegeben, aber er stand uns gleichwohl immer wieder mit Rat und Tat und seiner grossen praktischen Erfahrung zur Seite. So organisierten wir gemeinsam zahlreiche Veranstaltungen und Parteitage, suchten neue Wege der Partearbeit und Werbung. Vor allem versuchten wir breite Kreise der Partei zu vermehrter Teilnahme und Mitarbeit zu motivieren. Seine stete, selbstlose Hilfsbereitschaft, sein Ideenreichtum und seine Initiative bleiben unvergessen.

Als junger und tatkräftiger Hauptmann kommandierte er eine Gebirgsfüsilierkompanie, aber ein weiterer Schritt in der militärischen Karriere fiel aufgrund schwerer gesundheitlicher Probleme ausser Betracht.

Dem Begründer der Emser Werke AG, Werner Oswald, stand er während vieler Jahre mit allen seinen Fähigkeiten und mit ganzer Hingabe zur Seite. Die Emser Werke wurden zu seiner eigentlichen beruf-

lichen Heimat. Dr. Werner Oswald wusste sehr wohl um die Stärken von Dr. Andreas Kuoni und so ist es auch zu erklären, dass sich ein über Jahre hinweg haltendes Vertrauensverhältnis zwischen den beiden Männern entwickelte, das trotz mancher Meinungsverschiedenheit und Turbulenzen erhalten blieb.

In den Emser Werken lernte er auch seine Gattin Gisela Kunnick kennen. Fast ein halbes Jahrhundert waren sie in einer erfüllten Ehe verbunden und erlebten mit ihren Kindern Carin, Martina und Wolfram Andreas glückliche Jahre. So darf sich die Familie heute an viele schöne Erlebnisse mit ihm erinnern, an seine besondere Gabe, sich aus dem beruflichen und geschäftlichen Muss des Alltags zu lösen, die dortigen Truhen offen zu lassen und sich ganz der Familie mit den vielen gemeinsamen Interessen zu widmen.

1969 wurde Andreas Kuoni nebenamtliches Mitglied des neu entstandenen Verwaltungsgerichts. 1980 wählte ihn der Grosse Rat in Nachfolge von Dr. Wolf Seiler zu dessen Präsidenten, eine Aufgabe, die ihm viel Genugtuung und Freude bereitete und die er trotz zunehmender gesundheitlicher Beschwerden vorbildlich meisterte. Sein dynamischer Führungsstil wirkte sich auch positiv auf die Richter und Gerichtsschreiber bei der Bearbeitung der hängigen Fälle aus, wie mir aus betroffenem Kreis versichert worden ist. Auch befasste er sich stets persönlich und mit

ganzem Engagement mit der Urteilsfindung, und das war und ist ohne Zweifel prioritäre richterliche Aufgabe, ein alles andere als einfaches Unterfangen im immer ausgedehnter gewordenen Umfeld des öffentlichen Rechts. «Nur schnelles Recht ist gutes Recht», eine Maxime des Rechtsgelehrten Otto von Gierke, der er dabei stets mit Überzeugung folgte. Angestrebt waren prompte Urteile, die nicht monatelang auf sich warten liessen, und das schätzt der Rechtssuchende.

Eine Leidenschaft von Andreas Kuoni darf an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben. Sie galt, wie seine Familie es ausdrückte, «historischen Gemäuern». Um nur das markanteste Beispiel seines kulturhistorischen Interesses und Schaffens zu nennen: Das vom Verfall bedrohte Schloss Aspermont in Sagogn erwarb er 1977. Unter grösstem persönlichen Einsatz und mit Unterstützung von Architekt Rudolf Olgiati, Herbert Rinsche und der ganzen Familie hat er es zu einem grossartigen Baudenkmal mit einmaliger kultureller Ausstrahlung restauriert und dabei gleichzeitig eine bleibende und wertvolle Alternative zur ursprünglich vorgesehenen tourismusorientierten Überbauung des Schlossparks geschaffen. Zahlreiche Schreiben aus allen Kreisen der Bevölkerung sind Zeugnis des Dankes für diese Leistung, welche auch in der kleinen Schrift «Casti Aspermont. Mauern, Köpfe, Ideen» (2002) präsentiert und gewürdigt wird.

Für die Familie zentral war einige Jahre zuvor der Erwerb und die Restaurierung des Hauses Al Schyn in Lain/Obervaz, das nach jahrelanger gemeinsamer Arbeit zu einem Ort der Erholung und des anregenden Austauschs für die Familie wurde.

An der Trauerfeier auf dem Friedhof Fürstenwald zitierte Sohn Wolfram aus einem bekennden Schreiben seines Vaters an dessen Freund Dr. Simon Rageth: «In unserem beachtlichen Alter haben wir aber auch gelernt, zu relativieren und Kompromisse hinzunehmen. Unübersehbar eröffnet uns der befreite Geist neue Visionen mit neuen Horizonten, die uns glückvoll bereichern und immer näher zur unsterblichen Philosophie der grossen Meister des Altertums hinführen. Sie lehren uns, uns als reine Naturwesen den kosmischen ewigen Gesetzen aller Natur ein- und unterzuordnen und unser unerforschbares Schicksal froh hinzunehmen. Mich erfüllt diese Einsicht, und ich kenne daher weder Angst noch Trauer, welche Freiheit!»

Der Leistungsausweis von Andreas Kuoni auf den genannten und vielen weiteren Gebieten – verwiesen sei auf seine rechts- und wirtschaftskundlichen Publikationen – ist beispielhaft, und er blieb dabei seiner Familie gleichwohl stets ein treu besorgter und fürsorgender Ehemann und Vater.

Andreas Kuoni ist in seiner weit gespannten Denk- und

Handlungsweise stets leidenschaftlicher Bündner geblieben. Seiner Heimat tief verpflichtet, hat er dieser viel zurückgegeben von dem, was er von ihr, von deren Geschichte, dem Naturerlebnis Graubünden und den hiesigen Mitmenschen empfangen durfte.

*Ulrich Gadiant*

---

## *Elisabeth Katharina Lardelli- von Waldkirch (1921–2008)*



**A**m 9. März 2008 verstarb Elisabeth Lardelli in Chur. Für die Frauen in Graubünden und in der Schweiz hat sich die Verstorbene mit ihrem Wissen, Können und Vermögen eingesetzt, einerseits gezielt mit individueller Hilfe und Förderung einzelner Frauen, andererseits im Vorstand der Frauenzentrale, der Dachorganisation der Frauenverbände Graubündens, im Präsidium des Schweizerischen Verbandes der Akademikerinnen, bei Soroptimist International und politisch im Bündner Grossen Rat, im Nationalrat oder bei der SVP.

Geboren am 21. Februar 1921, verlebte Elisabeth von Waldkirch ihre Jugend in Bern zusammen mit ihrer vier Jahre jüngeren Schwester Beatrice. Der Vater, Eduard von Waldkirch, war ein kultivierter, angesehener Advokat und Professor für Völkerrecht an der Universität Bern. Die Mutter, Katharina, geb. Heuser, nahm grosse Verantwortung in der Familie wahr und liess den bei-

den Töchtern eine strenge, für die damalige Zeit fortschrittliche Erziehung angedeihen. Singen und scherzen, lesen und lachen kamen nicht zu kurz, aber auch in den Spiegel schauen war nicht verboten. Beide Eltern fanden es selbstverständlich, dass ihre Töchter die gleiche Ausbildung erhielten wie die männlichen Schüler und sie freuten sich denn auch, als sich beide nach dem Erwerb der Maturität – Elisabeth 1940 – bei der Juristischen Fakultät der Universität Bern immatrikulierten.

Es war die Zeit des Zweiten Weltkrieges. Zuhause wurde sehr viel diskutiert und politisiert. Elisabeth stellte sich auch dem Roten Kreuz zur Verfügung als Begleiterin von Kinderzügen, die aus kriegsversehrten Ländern Kinder zu Erholungsaufenthalt in die Schweiz brachten und danach wieder zurückgeleiteten. Einmal erwähnte sie, in den verzweifelten Gesichtern kleiner Jugoslawen habe sie keine gute Zukunft gelesen, was sie

zu Ende des vergangenen Jahrhunderts bestätigt sah. Der Sinn für Gerechtigkeit gehörte zum Leben von Elisabeth von Waldkirch. Nach erfolgreichem Abschluss des Studiums im Jahr 1947 erwarb sie folgerichtig das Berner Fürsprecherpatent.

Ihre Augen klebten aber nicht nur an Buchstaben und Paragraphen. Sie verliebte sich in Albert Lardelli, einen hübschen Bündner Mitstudenten aus einer Politikerfamilie, und zog mit ihm 1948 nach Chur. Trotz Mutterglück versank die wache Frau nicht in Haushalt und Garten, sondern hielt den Blick gerichtet auf Bündner Frauen und Schweizerische Politik. Sie trat der Demokratischen Partei Graubünden bei, aus Überzeugung und Familientradition. Ihr Schwiegervater, Ständerat Albert Lardelli-Breuer, war deren Mitbegründer und ihr Mann vertrat diese Partei im Grossen Rat. Die Demokraten wollten sowohl die sozial eingestellten Freisinnigen, die fortschrittlich denkenden Katho-



lisch-Konservativen wie auch die nicht ganz linken Sozialistenfreundlichen ansprechen, also einen gemässigten Block bilden zwischen zwei Extremen, die seit 1918 ein gefährlicher Graben trennte.

Als erste Frau erwarb Elisabeth Lardelli 1950 das Bündner Anwaltspatent. 1959 folgte das Notariatspatent. Trotz ihrer vorzüglichen Ausbildung arbeitete Elisabeth nicht mit im Büro Lardelli, sondern widmete sich der eigenen selbstgewählten Aufgabe, der Sache der Frau. Ihre Schwiegermutter, Magda Lardelli-Breuer, war als Präsidentin des Kantonalverbandes der Bündnerinnen Gründungsmitglied der Frauenzentrale Graubünden (1939), später deren Ehrenmitglied. Elisabeth baute dort die unentgeltliche Rechtsberatungsstelle für Frauen auf und versah diese Aufgabe während 30 Jahren, von 1955 bis 1985. Sie war überzeugt davon, dass das bestehende Gesetz, richtig angewandt, Frauen in Notlagen sehr viel nütze, vorausgesetzt, dass die entsprechenden Bestimmungen bekannt waren. Sie befähigte Frauen, ihr Recht wahrzunehmen und zu fordern. Neben rein rechtlicher Aufklärung und Beratung gab sie sehr vielen Frauen Rückhalt und Selbstvertrauen durch wohlwollende Anteilnahme, Verständnis und Aufmunterung. Gleichzeitig gewann sie so viel Erfahrung und Einblick in die Berufs- und Ehesituation von Frauen verschiedener Bevölkerungsschichten. Sie erkannte Ursache und Ent-

wicklung dieser Problemlagen und konnte deshalb in kürzester Zeit spüren, wo der Schuh drückte und wie zu helfen war – oder wo eben nicht. Sie beobachtete, dass Frauen in sozial schlechten Verhältnissen oft sehr wohl wussten, was ihnen zustand und wo sie Hilfe holen konnten, während verwöhnte, verliebte Wohlstandskinder ahnungslos in immer gleiche Fallen tappten, sich nicht zu wehren wussten und litten.

Die versierte Juristin erteilte ferner Staatsbürgerlichen Unterricht in Schulen, natürlich auch wieder nicht gegen eine grosse Gage, so beispielsweise in der Bäuerinnenschule Schiers und der Frauenschule Chur. Da es bis anhin diese Informationen als spezielle Unterrichtsstunde vielerorts nicht gab, mussten diese Stellen mit Hilfe der Frauenzentrale erst geschaffen werden.

Frauenstimmrecht und Ausbildung von Frauen hiessen die wesentlichen Ziele, für die sich Elisabeth mutig einsetzte. Im Abstimmungskampf stieg sie buchstäblich auf alle Barrikaden, hielt Vorträge, schrieb feurige Artikel, suchte allenthalben zu überzeugen, bis zur erfolgreichen Volksabstimmung von 1971. Kaum hatte der Souverän auch den Frauen das aktive und passive Stimmrecht gewährt, liess sich Elisabeth Lardelli 1973 zusammen mit Ida Derungs und Lisa Bener in den Bündner Grossen Rat wählen. Diese drei Grossrätinnen der ersten Stunde bewiesen durch

engagiertes Auftreten, dass Frauen wohl fähig waren, in der Politik mitzureden. Das politische Engagement von Elisabeth beschränkte sich jedoch nicht auf den eigenen Kanton. Sie wurde 1974 erste Bündner Nationalrätin, als Ersatz für Leon Schlumpf, den späteren Bundesrat, der in den Ständerat gewählt worden war. 1975 wurde sie Vizepräsidentin der SVP Schweiz, während ihr Nationalratsmandat zu ihrer grossen Enttäuschung an die SP überging. 1978 trat sie aus dem Grossen Rat des Kantons Graubünden zurück.

Später warb Elisabeth kämpferisch für das neue Eherecht (1981), mischte sich ein in Fragen um den EU-Beitritt, präsidierte den Schweizerischen Verband der Akademikerinnen (1977 bis 1980), nachdem sie dessen Sektion Graubünden mitbegründet hatte, und war auch Mitglied von «Soroptimist International», einer weltweit tätigen Organisation für qualifizierte, berufstätige Frauen. Im Vorstand der Frauenzentrale Graubünden arbeitete Elisabeth Lardelli viele Jahre (von 1970 bis 1987) mit. Schon früher, aber auch nach dieser Amtszeit stand sie mit Rat und Tat bei, motivierte jüngere Frauen zum Mitmachen, gab wichtigen Anstoss zur Gründung der Familien- und Sexualberatungsstelle, jetzt «Adebar», und half bei den Vorbereitungen zum Frauenhaus (1989). Auch als Ehrenmitglied der Frauenzentrale setzte sie sich nicht auf die Ruhebänk.

Die eigene Familie vernachlässigte die engagierte, öffentlich auftretende Frauenrechtlerin aber nie. Im Gegenteil, sie brauchte die vielen beruflichen Aufgaben nicht als Ausrede, um sich von Haus- und Erziehungsarbeit zu distanzieren. Der oft gehörte Spruch «ich putze und koche nicht gerne, deshalb gehe ich ins Büro arbeiten oder studieren» lag ihr fern. Sorgsamer, haushälterischer Umgang mit Nahrung und anderem Material, Sauberkeit und Ordnung waren ihr ein Anliegen, und sie war eine begnadete Köchin, ihre Suppen waren legendär. Elisabeth war zudem eine lebenswürdige Gastgeberin, bedachte Bekannte und Freundinnen mit kleinen Aufmerksamkeiten, einfach so oder besonders, wenn diese etwas Unangenehmes erlebt oder ihr eine Gefälligkeit erwiesen hatten.

Reisen war die grosse Leidenschaft von Elisabeth und Albert Lardelli und blieb es auch, nachdem sie als «Andenken» an einer Chinareise ein Lungenleiden mitgebracht hatte, das zu lästigen, immer wieder auftretenden Asthmaanfällen führte, die sie zeitlebens nicht mehr los wurde. Zusammen mit Anita und Robert Schwarz genossen sie noch im Frühling 2007 eine Flusskreuzfahrt als letzte von vielen gemeinsamen Unternehmen, von denen Elisabeth Erinnerungen sammelte in Form von Bildern und Notizen. Begeistert wusste Elisabeth zu erzählen. Eine Freundin erinnert sich besonders, wie sie gelegentlich aus den berndeut-

schen Büchern des Rudolf von Tavel Geschichten so lebendig vortrug, dass sie auch für Nicht-Berner ein Genuss waren.

Nicht nur das grosse, alte Haus mit Garten an der Masanserstrasse in Chur, auch ihr geliebtes Ferienhaus oberhalb Locarno hielt Elisabeth stets offen für Familie und Gäste. Dass sie nach drei Kindern und sechs Enkelinnen und Enkeln noch Geburt und erste Monate eines Urenkels erleben durfte, erfüllte sie mit grosser Freude. Zu allerletzt durften Elisabeth und Albert den 60. Hochzeitstag feiern, einige Tage bevor sich der Lebenskreis von Elisabeth Lardelli-von Waldkirch am 9. März 2008 schloss.

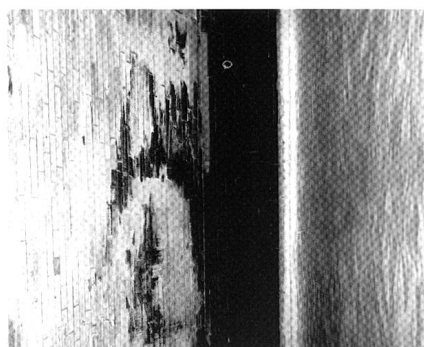
*Ursulina Mutzner-Scharplatz*

**G**eboren am 3. Januar 1946 in Speicher, wuchs Anna Lenz mit einem Bruder und zwei Schwestern in der elterlichen Bauernfamilie Arnold und Beate Roduner-Zimmermann im Kanton Appenzell Ausserrhoden auf und besuchte die üblichen Schulen am Geburtsort. 1964 brach sie eher unvermittelt auf nach Paris, weil sie eine künstlerische Laufbahn beginnen wollte. Paris musste es sein, die Stadt der Kunst und der Künstler, Herausforderung und Chance zugleich. Genau das suchte die junge Frau. Sie hatte es nicht leicht, und sie machte es sich nicht leicht, nie. Studien an der École des Beaux Arts begannen, zunächst im Zeichnen. Paris war ihre Stadt, bis zuletzt. Hier ar-

## *Anna Lenz: Lebensweg und künstlerische Entfaltung*

aber liebte sie die Kinder. Ihr Anspruch war es, mit Liebe und Hingabe schöpferische Kräfte zu wecken. Gleichzeitig setzte sie Grenzen und Massstäbe. Später bewies sie ihre erzieherischen Fähigkeiten auch als Sprachlehrerin für Französisch im Lernstudio Chur.

1967 zog sie nach Chur, lernte hier Charles Lenz kennen, die beiden heirateten. Charles begeisterte seine Frau für den Sport – den japanischen Kampfsport Budo – und zusammen verbrachten die beiden ein Jahr in Japan und lernten von japanischen Meistern.



**Anna Lenz: memento mori I. Fotografie s/w, Baryt, in Grösse 116x128 cm auf Alucobond. 2006**

beitete sie in verschiedenen Ateliers, hatte immer den Wunsch, sich in Paris im eigenen Atelier niederzulassen. Zunächst aber kehrte sie zurück in die Schweiz und liess sich am Kindergartenseminar in St. Gallen zur Kindergärtnerin ausbilden. Sie liebte diesen Beruf, vor allem



**Anna Lenz im Juli 2007 auf Formentera in ihrem Haus. (Foto Achim Lenz)**

1974 gründeten sie in Chur die Budoschule HARU. 1978 wurde ihnen der Sohn Wolfgang Achim geboren.

Neben der Familie galt Annas Interesse der Kunst, der Fotografie. Sie beschäftigte sich eingehend mit Hans Finsler, Karl Blossfeld, mit Le Corbusier und dem Bauhaus. 1982 begann sie ein Studium der Fotografie nach Ansel Adams in San Francisco in Kalifornien und bei Peter Gasser in Zürich, später bei Fay Godwin in Somerset in England. Daneben entwarf sie Bühnenbilder für Sohn Achim, sie schuf Filme und Videoinstallationen. Namhafte Architekten suchten ihre Mitarbeit. Immer begleitete sie ihre Arbeiten mit Notizen und tiefgründigen Gedanken in deutscher, französischer oder spanischer Sprache

– und alles in ihrer markanten, ausdrucksvollen Schrift mit feinem schwarzen Stift.

### **Persönliche Begegnungen und Erinnerungen**

Lese ich in den zahlreichen Briefen, Notizen und anderen Texten, die ich von Anna über viele Jahre erhalten habe, so finde ich immer wieder Gedanken zum Tod. Wie sehr war sie mit dem Tod verbunden? Kannte Anna Lenz dieses Gedicht von Rilke?

Der Tod ist gross  
Wir sind die Seinen  
lachenden Munds.  
Wenn wir uns mitten  
im Leben meinen  
wagt er zu weinen  
mitten in uns.

Meinte auch sie sich «mitten im Leben»? Anna Lenz-Roduner ist am 16. März 2008 gestorben, an einem strahlenden Sonntag, im Alter von nur 62 Jahren, völlig unerwartet, «mitten im Leben».

Erstmals sind wir uns im Spanischunterricht begegnet, vor etwa fünfzehn Jahren. Sie liebte diese Sprache nicht nur, sie praktizierte sie auch immer wieder bei ihren Aufenthalten in Formentera – davon später. Anna erzählte mir von einer Ausstellung ihrer Arbeiten in Savognin und lud mich zu einer gemeinsamen Besichtigung ein – es war der Anfang einer Freundschaft.

Was ich dort sah, hatte nichts von einer herkömmlichen Fotoausstellung. Das The-



Anna Lenz: Eines ihrer letzten Bilder für ein Buch über Landschaftsarchitektur auf Formentera, März 2008. Ohne Titel.

ma war «Zwischenräume», und Anna selbst sagte damals wörtlich: «Das ganze Leben ist ein Zwischenraum.» Was meinte sie damit? Ihre Bilder entstanden in einem Zug. Sie machte immer nur ein Bild, wusste schon bei der Aufnahme genau, was sie wollte. Sie liess ihre eigene Betroffenheit und Stimmung, ihre Gedanken und Gefühle während des Fotografierens ins Bild fliessen. Das machte jede Arbeit zu etwas Einzigartigem, nicht Wiederholbarem. Es gab keine seriellen Arbeiten bei Anna Lenz. Fotografieren war für sie mehr als ein Abbilden irgendwelcher Wirklichkeiten. Sie selbst war in ihren Bildern anwesend und verlieh ihnen wortlos Authentizität.

Die Räume zwischen den einzelnen Arbeiten, zwischen

verschiedenen Ausstellungen, wechselnden Standorten und Lebenssituationen waren wohl für Anna diese «Zwischenräume», die ihr Leben ausmachten, die sie von einem Fixpunkt zum nächsten fliegen liessen, das eine mit dem andern verbunden, die ihr Halt gaben und ihrem Lebensnetz Struktur. Eine Ausstellung 1999, in Chur in der Galerie «Studio 10», war ähnlich «gegenstandslos», ohne eigentliche Motive. Hier war die Galerie selbst, ihre Wölbungen und Winkel, die Patina vergangener Zeiten, Inhalt der ausgestellten Werke, manchmal nur eine Linie, ein Bogen, ein Punkt – voll Geheimnis und Verheissung.

Alles, was Anna Lenz umgab, war irgendwie ungewöhnlich – auch ihr tägliches Umfeld.

Seit 1985 wohnte die kleine Familie in Mastrils, in einem alten Bauernhaus. Anna selbst hatte es zusammen mit ihrem Mann umgebaut und verwandelt. Viel Licht, viel Weiss, höchste ästhetische Ansprüche, helle Räume, gekalkte Wände, schnörkellose Möbel, Marmor, Steine, klare Linien, funktionell, einladend. Meist knisterte in einem Cheminée ein Feuer, Musik erklang, von irgendwoher, eine Kerze brannte, ein bunter Wiesenstrauss leuchtete in einem irdenen Krug. Bücher überall, Musikkassetten und Computer ... grosse Fotografien an den Wänden, Plakate, eigene und solche von Künstlerfreunden, Theaterprogramme von Sohn Achim, Entwürfe zu seinen Bühnenbildern. Anna liebte ihr Atelier und ganz besonders ihr Labor. Für Laien



Anna Lenz mit ihrer Grossbildkamera bei Architekturaufnahmen im Februar 2005. (Foto Achim Lenz)

nicht nachvollziehbar ging sie auf im Entwickeln ihrer Arbeiten, sicher bei jedem Handgriff, auch in der Nacht der Dunkelkammer. Gleichzeitig spürte man im ganzen Haus Annas ordnenden Sinn – in der gesamten Vielfalt ihrer Talente und Neigungen.

Auch Lesen war ihre Leidenschaft: philosophische Werke, Theaterstücke, Fachliteratur. Sie war interessiert an vielem, an Kunst und Literatur, an Musik und Theater und ganz besonders an der Natur. Sie liebte das Bündnerland und seine einmalige Kraft und majestätische Schönheit. Sie machte Wanderungen und Bergtouren mit der Familie und mit Freunden, war unermüdet in ihrer Begeisterung und ihrem wachen Interesse.

Anna Lenz hatte ein offenes Haus. Da gab es regelmässig Einladungen, kleinere oder grössere Zusammenkünfte der zahlreichen Freunde und Freundinnen, zwanglos, anregend, spannend und entspannt. Sie kochte mit Liebe und Phantasie, und schon jede in ihrem gastlichen Hause getrunkene Tasse Tee wurde zu einem kleinen Ereignis. Waren es die Gespräche oder war es einfach der Zauber von Gastgeberin und Ambiente – unvergessliche Erinnerungen haben sich eingepägt. Auch der Garten trägt Annas Handschrift und zeigt mit den gekiesten Wegen und lauschig bewachsenen Flächen und Winkeln einen leicht japanischen Einschlag.

Auf der kleinsten der Baleareninseln, auf Formentera, hatte die Familie ihr zweites Refugium – auch dieses ein wunderbares, gastlich offenes und einladendes Haus. Anna selbst hat mit einem Architekten diese «casa» entworfen und in meisterlicher Klarheit gestaltet, ein Bauwerk, das ihre Vorstellung von Einfachheit, Schönheit, Funktionalität, von südlicher Beschwingtheit und Noblesse vollendet verwirklicht. Hier war der Gegenpol zur Grossstadt Paris, zur rauhen Bergwelt Graubündens. Sonne und Meer, endlose einsame Strände, unversehrte Natur, Wildheit und Romantik regten Annas Sinne an zum Schreiben, Lesen, Gestalten. Wenn man nicht das Glück hatte, selbst nach Formentera reisen zu können, brachte Anna einem als «Ersatz» duftende Blumen oder aromatische Früchte von ihrer Insel mit. Dank ihrer offenen Natur und ihrer reichen Sprachkenntnisse konnte sie vom ersten Aufenthalt an das Herz der Einheimischen gewinnen. Sie wurde geliebt und verehrt. Man anerkannte ihr künstlerisches Schaffen, und nicht von ungefähr ergaben sich etliche Ausstellungen zusammen mit katalanischen Künstlern.

### **Memento Mori**

Anna Lenz stellte hohe Ansprüche an sich selbst. Sie war eine Sucherin, sie sehnte sich nach Vollkommenheit, nach höchster Vollendung und setzte diese Massstäbe an ihrem eigenen Werk an. In ihren letzten

Arbeiten schliesst sich ein Bogen zu den Anfängen. Von früheren einzelnen Motiven aus der Natur ist Anna Lenz heute bei einer Fotografie der Landschaftsarchitektur angelangt, die das ganze Spektrum ihres Könnens einschliesst und ausstrahlt. Im Oktober/November wird in Jena ihre Einzelausstellung gezeigt, der die Künstlerin selbst den geradezu visionären Titel «Memento Mori» gegeben hat.

*Gisela Kuoni*

### **Kurzbiographie**

- 1946 geboren am 3. Januar in Speicher, Schweiz
- 1964–65 Zeichnen an der École des Beaux Arts, Paris
- 1972–82 Studien der Fotografie
- 1985–2005 freischaffend, lebt und arbeitet als visuelle Künstlerin in der Schweiz, Spanien, Frankreich; Studienaufenthalte, öffentliche Arbeiten, Ausstellungen und Projekte
- 1997 Mitgliedschaft Visarte Graubünden
- 1999–2000 Atelierstipendium Cité International des Arts, Paris
- 2001 Anerkennungspreis des Kantons Graubünden
- 2003–2004 Ausstellung, Installation im Museu d'Art Contemporani d'Eivissa, Spanien
- 2005 Buchprojekte, Hinterrhein und Architektur D. Lischer, Luzern; Jahresausstellung der Bündner Künstlerinnen und Künstler in Chur
- 2006 Atelieraufenthalt, Cité International des Arts, Paris; Ausstellung im Cent d'art la real, Palma de Mallorca; Jahresausstellung der Bündner Künstlerinnen und Künstler in Chur; Bildtafel: Schlacht bei Jena, 200 Jahre Napoleon. Ausgestellt in Jena und Paris.
- 2008 Tod am 16. März

---

## Abschied von Matias Spescha (1925–2008)



Foto Jean-Pierre Kuhn, Zürich ca. 1992

Matias Spescha wird am 17. Juli 1925 in Trun geboren, wächst da mit seinen vier Geschwistern auf, macht eine Schneiderlehre und arbeitet als Zuschneider und Abteilungsleiter in der Tuchfabrik Trun. 1951 geht er auf Anregung von Alois Carigiet nach Zürich und widmet sich ganz der Malerei, die Lebenskosten verdient er mit Plakatalben für das Kino Corso. 1955 zieht er nach Paris und besucht während vier Monaten die Académie de la Grande Chaumière. Kunststipendien ermöglichen ihm die weitere Entfaltung. 1956 wird seine Tochter Venice geboren. 1958 entflieht er den finanziellen und sozialen Zwängen und übersiedelt nach Südfrankreich, Bages wird seine Wahlheimat. Die Verbindung zur Schweiz bleibt (Zürich, Chur, Trun). Umgekehrt lädt er seine «Copains» nach Bages ein und wird Mentor einer jungen Generation von Bündner Kunstschaffenden. In konsequenter Reduktion vereinfacht und radikalisiert Spescha seine Formensprache auf die linearen und räumlichen Grundelemente der visuellen Kunst. 1979: Alphabet

poétique. 1983: programmatische Arbeit von 15 grossen Bildern zum Thema «Raum» im Museum Allerheiligen in Schaffhausen. 1986: Bühnenbild «Das Missverständnis» von Albert Camus, Stadttheater Chur. 1987: Sao Paolo, 19. Biennale, 22 m langer, aus zwölf Tafeln bestehender «Couloir peinte». Ab 1970 Umsetzung der malerischen und grafischen Zeichen in Skulpturen: 1973–1975: Kantonsspital Basel Stadt, 3 Plastiken. 1976: Wandrelief, Kantonsschule Chur. 1986: 8. Schweiz. Plastikausstellung Biel, Eisenplastik «Eingefangener Luftkubus», 1988: Betonplastik, Sportzentrum Esp Baden. 1991: Kalksteinplastik vor dem Rathaus Ilanz. 1992: Triptychon Bibliothek der ETH Zürich. 2008: *Installation «Paravent» im L.A.C. in Sigean*. 2008: *begehbare, monumentale Skulptur «Ogna» in Trun (geplant)*. 1986 erhält er den Preis der Stiftung für Graphische Kunst in der Schweiz und 1993 den Bündner Kulturpreis. Im Jahr 2000 veranstaltet das Aargauer Kunsthaus eine Retrospektive und 2005 widmen ihm das Bündner Kunstmuseum

Chur eine Ausstellung zum 80. Geburtstag und das Museum Surselva in Trun einen eigenen Raum. Im selben Jahr erfährt Spescha eine schwere Erkrankung und 2008 erkrankt er erneut. Am 28. Juni 2008 stirbt Matias Spescha, sein Grab liegt im Friedhof Enzenbühl in Zürich.

**W**ährend seiner Krankheit hatte Matias Spescha gewünscht, dass ich für ihn den Trauergottesdienst halte. Diesem Wunsch nachzukommen, war für mich Ehre und Freundschaft zugleich. Der «Abschied von Matias Spescha» fand am 4. Juli 2008 in der Liebfrauenkirche in Zürich statt.

Was verbindet mich mit Matias Spescha? Begegnungen von Menschen sind wie Tangenten, Berührungspunkte. Manche streifen sich kaum, andere scheinen fast zu verschmelzen, eins zu werden. Als Kunsthis-

toriker und Mitglied verschiedener kultureller Institutionen wusste ich um das Werk des international bekannten Bündner Künstlers. Manuel Gasser zählte ihn in der August-Nummer 1959 der Zeitschrift «Du» zu den «dark horses» junger vielversprechender Schweizer Künstler, die mit ihrem Aufbruch in eine neue Ungegenständlichkeit Furore machten, und stellte die Frage, ob die jungen Talente «die Askese, die der Verzicht auf den Bildinhalt nun einmal bedeutet, auch durchhalten werden». Matias Spescha hat in der Folge diesen Zweifel gründlich widerlegt!

Den Menschen Matias Spescha brachte mir erstmals die Reportage seines Bruders Hendri im romanischen Fernsehen nahe, die Sendung im «Balcun tort» vom 23. November 1969. Wer diesen Filmbeitrag, damals noch schwarz-weiss, gesehen hat, wird die Szenen nicht mehr vergessen: die poetisch prägnante Schilderung von Bages, den Umgang von Mathieu mit den Dorfbewohnern, sein rhythmisches Malen zu Miles Davis-Klängen!

Persönlich begegnet bin ich Matias Spescha erstmals 1987 anlässlich des Projektes «Art mobil», das während des Umbaus des Churer Kunsthauses durch den Kanton ging. Die Spescha-Ausstellung hatte ihre erste Station im Theatersaal des Klosters Disentis. Bei der Vernissage führte ich mit dem Schultheater eine rätoromanische Fassung von Franz Hoh-

lers «Ichduersiees» auf, minimale Bausteine der Kommunikation, als analoge Reduktion zu Matias Speschas visuellem «alphabet poétique». Irgendwie musste ich Matias Spescha mit meiner «Doppelrolle» imponiert haben – einerseits «in pader ord quels da leusi», andererseits nicht ganz ohne Kunstverstand. Jedenfalls bat er mich 1991, bei der «Einweihung» der Kalksteinplastik vor dem Rathaus in Ilanz eine Einführungsrede zu halten. Und zwei Jahre später, 1993, wünschte er mich als Laudator bei der Verleihung des Bündner Kulturpreises (was nicht ganz einfach war, da ich gerade auf dem Berg Athos weilte, wo es bekanntlich kein Telefon gibt). Von da an trafen wir uns gelegentlich, wie es sich so ergab.

Nie vergessen werde ich jenen Besuch in Bages, auf einer Reise nach Spanien: Nach langer Autofahrt über Genua, Nizza, zeitweise im Stau, kamen mein Begleiter und ich im kleinen Dorf auf dem Geländevorsprung über dem Etang an, suchten und fanden das schmale Haus, neben dem Platz, trafen Matias bei den Leuten vor dem Restaurant, in der warmen, mediterranen Sommernacht, nahmen gerne das Angebot, im Zimmer im Obergeschoss zu übernachten, an. Müde von der Fahrt zogen wir uns um Mitternacht zurück, Matias ging nochmals zu seinen Leuten, kam vielleicht um 3 Uhr zurück. Aber am frühen Morgen hielt er uns schon den warmen Kaffee bereit. Dann der Besuch

im geräumigen Atelier, wo die grossflächigen Jutebahnen aufgespannt waren, hinüber nach Sigean, und schon mussten wir weiter. Wir behielten das Bild eines grundgütigen, sensiblen, lebenswürdigen Menschen im Herzen!

Zwei Archetypen gehören zum Menschen: das Sich-auf-den-Weg-Machen wie Abraham und das Den-Ort-Finden wie Jakob, dem Weidegründe verheissen wurden. Beide Archetypen ergänzen sich polar – wie ja die Wahrheit nie ein Entweder-Oder, sondern immer ein Sowohl-als-auch ist. Matias Spescha wurde 1925 im Klosterhof Cuort Ligia Grischa in Trun geboren. Als dieses stattliche Haus noch dem Kloster Disentis gehörte, verstarb in ihm ein anderer Spescha, der mittlerweile zum Mythos gewordene Pater Placidus Spescha (1752–1833), als dessen letztes Wort überliefert wird: «Uss dat la baracca ensemen». Für Matias Spescha aber begann sich dort ein Lebensbogen aufzuspannen. Unweigerlich musste der Abraham-Ruf kommen: Mach dich auf den Weg! Von Trun nach Zürich, von Zürich nach Paris, von Paris in den Süden. Und dort fand Matias Spescha seinen Ort: Bages. Jetzt hiess es «dableiben und dranbleiben!». Matias Spescha machte sich konsequent und unverdrossen an die Arbeit, Tag für Tag, Jahr für Jahr, Jahrzehnte. Er blieb bei seiner Vision vom Wesen der Kunst: «Oz ei per mei il pli impurtont per far vinavon la visiun ch'jeu



hai da quei che art duess esser. Ina visiun abstracta, ch'jeu sai buca definir, viers la quala jeu less ir. Tut quei ch'jeu fetsch ei atnamein fastitgs sin quella via leusi.» «Ein Baum könne nicht plötzlich andere Früchte hervorbringen», sagt Spescha und blieb beharrlich auf dem einmal eingeschlagenen Weg. Ihm genügten ein Leben lang die einfachen Grundformen, er kam nicht aus dem Staunen über sie heraus, stellte sich ihnen immer wieder in stets neuer schöpferischer Meditation, prüfte ihre Variablen in veränderten Kontexten und mit verschiedenen Materialisationen – und wurde in seiner Wahrnehmung immer feinfühlicher dabei.

Matias Speschas Verhältnis zu seiner Kunst ist ein Liebesverhältnis – mit aller Sinnlichkeit und Intensität, die zur Erotik gehört. Aber auch mit der ungestillten Sehnsucht, wo die Erfüllung doch stets noch ausbleibt und das Geheimnis nicht zu ergründen ist.

Hat diese Malerei auch eine religiöse Komponente? Spescha wagte es, das künstlerische Schaffen mit einer «Taufe» zu vergleichen und mit der «Erlösung von der Erbschuld» (Erbschuld als der Hybris des Menschen, es allein zu schaffen, aus eigener Kraft). Insofern Kunst alles bloss Subjektive, Gewollte und Erzwungene hinter sich lässt und das Absolute sucht, das hinter der Oberfläche liegt, und sich für dieses Absolute offen hält, das immer nur Geschenk und Gnade ist, hat

sie tatsächlich etwas mit der Grundhaltung der religiösen Existenz gemein. Ihr Eigenes allerdings ist die Sinnlichkeit – und genau dieser bedarf die Theologie und Kirche, wenn sie nicht abstrakt bleiben und ins intellektuelle Ghetto abdriften will. Die französischen Dominikaner Père Couturier und Père Régamey wagten zu ihrer Zeit den Brückenschlag zwischen Kirche und Kunst und gewannen die besten Künstler ihrer Zeit für Aufgaben im kirchlichen Raum (ob diese nun bekennende Christen waren oder nicht): Le Corbusier für Ronchamps und «La Tourette», Rouault, Matisse, Braque, Bonnard, Chagall, Bazaine, Lurçat, Richier für die Kirche auf dem Plateau d'Assy, Matisse für Vence, Léger und Bazaine für Audincourt.

An Stelle der 1984 von einer Lawine zerstörten, dem Kloster Disentis gehörigen Kapelle im Weiler Sogn Benedetg ob Sumvitg baute Peter Zumthor die neue Caplutta. Der Architekt, dem Matias Spescha das Atelier in Haldenstein ausgemalt hat (der «Weltmeister der Grautöne»), wollte ihn zur male- rischen Gestaltung gewinnen. Matias sagte bewegt zu, dachte an einen Kreuzweg – und sah jedoch schnell ein: in dieser Kapelle gibt es nichts hinzuzufügen, die ist als Architektur ebenso radikal auf das Wesentliche reduziert, selbst schon Bild.

Während der «Art Mobil» holte ich einmal zusammen mit einem Mitbruder nachts eines

von Matias Speschas Schaffhauer Raumbilder in den Meditationsraum der Internatsschüler. Was für eine Chance wäre das gewesen! Und doch frage ich mich: Hätten die jungen Menschen den Zugang dazu gefunden? Wer wäre ihnen beim Entdecken behilflich gewesen? 1994 durfte Matias Spescha für die Schwestern im Sankt Anna-Spital in Luzern den Meditationsraum gestalten. Und 2001 baute er in der Kunsthalle L.A.C. in Sigean einen riesigen schwarzen Kubus, den man von der Rückseite her betreten konnte und unversehens in einen Lichtraum gelangte: die «Kapelle», Gleichnis für Speschas ganzes Schaffen: «Der Weg von aussen nach innen.»

Zu seiner Tochter Venice sagte Matias Spescha: «Wenn man sich ein Leben lang mit Kunst auseinandersetzt, ist man am Ende des Lebens bereit zum Sterben.» Der Tod ist nicht ein brutales Ende, auch nicht die Vollendung, sondern Übergang, wie es die Verse Hendri Speschas auf der Todesanzeige andeuten:

Uras//Las uras tgeuas/mieran//Monotonia dil sablun//E pusppei levan/entschattas/el lontan.

Stunden//Die stillen Stunden/sterben//Monotonie des Sandes//Und in der Ferne/die Zeichen/eines Neubeginns

*Abt Daniel Schönbächler*